

Hans-Joachim Lauck

Edel sei der Stahl, stolz der Mensch

Erinnerungen eines Kombinats-
direktors und Ministers

Aufgeschrieben von Ralf Döscher

mit umfangreichem Bildmaterial

Das Neue Berlin

Über das Buch

Lerne erst mal was Praktisches, sagt der Großvater dem Jungen, der sich für den Ingenieursberuf begeistert und fasziniert ist von technischer Präzision und komplexen Abläufen. Lauck lernt, studiert und will unbedingt in die Produktion. Bald nimmt er leitende Positionen im volkswirtschaftlich zentralen Bereich der Stahlindustrie ein, wo infolge der Zentralisierungen immer größere Einheiten entstehen. Eigentlich könnte man die Kombinate der DDR als Großkonzerne bezeichnen, meint Lauck, »wenn die Verwendung des Gewinns nicht eine völlig unterschiedliche gewesen wäre«. So betrachtet er in seinem Rückblick auf Strukturen, Kennziffern und Leitungsprozesse der Planwirtschaft auch die Seite der »Gewinnverteilung«, spricht über den Arbeitsalltag der Werktätigen und zieht die facettenreiche Bilanz eines Wirtschaftssystems.

Über den Autor

Hans-Joachim Lauck, geboren 1937 in Freyburg/Unstrut, ist Betriebschlosser, Diplom-Ingenieur und Dr.-Ing. für Metallformung. Er war Produktionsleiter im VEB Stahl- und Walzwerk Hennigsdorf, ab 1970 Betriebsdirektor des Stahl- und Walzwerkes Brandenburg und ab 1979 Generaldirektor des Qualitäts- und Edelstahlkombinats (QEK). 1986 bis 1989 wirkte er als Minister für Schwermaschinen- und Anlagenbau und 1990 als Minister für Maschinenbau. Lauck lebt heute wieder in Freyburg.

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt.
Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch
auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Bildnachweis:

Die Bilder und Dokumente stammen aus dem Archiv des
Industriemuseums Brandenburg an der Havel oder
aus dem Privatarchiv des Autors.

ISBN 978-3-360-01320-0

© 2017 Verlag Das Neue Berlin, Berlin

Umschlaggestaltung: Verlag, unter Verwendung eines
Fotos aus dem Industriemuseum Brandenburg an der Havel

Die Bücher des Verlags Das Neue Berlin
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel.com

Inhalt

Der Rat eines alten Schmiedes

Mit der Oberschule wird es nichts	9
Vater taucht unter, Opa verliert seinen Posten	11
Zwischen Weinberg und Flussbad	16
Wer klopft denn da?	22
Leuna und andere Lehrstücke	27
Ich werde auf die Probe gestellt	32
Heimfahrt aus wichtigem Grund	44

Ich hatte immer einen Plan

Hennigsdorfer Glücksfälle	51
Berliner Balanceakte	63
Brandenburger Misstöne	75
»Wenn du gute Meister hast ...«	84
180 Tonnen in der Pfanne	93
Mehr als ein paar Hunderter	102
Erst rupften wir uns, dann	115
Mein Karl-Marx-Jahr	123
Besondere Vorkommnisse	127

An der Spitze des Kombimates

Winterlicher Härtetest	135
Versteckte Reserven	139
Was der Rede wert ist	150
Vertrauliche Angelegenheit	155
Klärendes Gespräch	165
Geheimnisvolle Kiste	174
Tagesablauf, Tatra und Tantiemen	178

Walzstahl gegen Duschköpfe

Meine Visionen und Anleihen aus Japan	185
Wohnungsfragen und polnische Bruderhilfe	194
Bollmansruh und das liebe Bier	203
Bestes für die Besten und ein Bezugsschein	210

Die Fünf-Prozent-Hürde

Ein Kies zu viel	220
Ein begehrtes Konsumgut	227
Ein Rat des Zweiten	232
Ein Wink des Ersten	237
Ein Hoch auf die Kommune	242

»Stahl – Feuer!«

Anstoß	245
An der Seitenlinie	249
Unsere Joker	252
Das neue Umfeld	260
Fans, Familien, Frauen	266
Wer spielt da Foul?	271
Abpfiff	272

Die Leiter ein Stück höher

Cognac am Morgen	275
Ein Band wird zerschnitten	286
Sensible Probleme – spezielle Lösungen	288
Eine Republikflucht	301
Gewisse Machtspielchen	302
Aus drei mach eins	309
Dienstreisen in die Marktwirtschaft	319
Chance für zwei Drittel	322

Immer noch auf Draht

Rohwedders Fünffahrplan	327
Des Pudels Kern	331
Abwicklung und Neustart	336

Glück und Schmerz am Ostseestrand	341
100 Jahre Stahl aus Brandenburg	342
Es geschah in Freyburg	344
Worte zum Schluss	347
Abkürzungsverzeichnis	350

Leuna und andere Lehrstücke

Am 17. September 1951, es war Montag, und bis zu meinem vierzehnten Geburtstag fehlten nur noch zehn Tage, nahm ich meine Lehre als Betriebsschlosser im VEB Metallschmelz- und Walzwerk Merseburg auf.

Ab sofort lebte ich unter der Woche getrennt von meiner Familie. Arbeitsweg und schlechte Verkehrsverbindungen ließen keine andere Lösung zu. In Merseburg hatten meine Eltern daher für mich ein Zimmer bei den Eheleuten Kolar gemietet. Der Mann arbeitete als Rohrschlosser in den Leuna-Werken und hatte den Ruf eines ausgezeichneten Facharbeiters. Seine Leistungen wurden nach der Lohngruppe 8 vergütet, was absolute Spitze war. Die Frau kümmerte sich um den Haushalt. Kolars hatten keine Kinder und sorgten sich sehr um mich – sie behandelten mich wie ihren eigenen Sohn. Trotzdem fühlte ich mich in den ersten Tagen und Wochen einsam; Heimweh machte sich bemerkbar, und ich vermisste meine Freunde.

Die Lehrausbildung nahm ich – Opas Rat noch im Ohr – ehrgeizig in Angriff. Das galt sowohl für die praktische Ausbildung im Werk als auch für den theoretischen Unterricht in der Betriebsberufsschule. Ich schwor mir: So ein Fehlschlag wie mit der Darstellung des Kräfteflusses am Flaschenzug passiert dir nicht noch einmal. Hinzu kam meine Neugier auf das Neue.

Großen Spaß bereitete mir das Handwerkliche. Zuerst erlernte ich die Fron aller Metallberufe – das Feilen, dann weitere typische Schlossertätigkeiten wie Bohren, Fräsen, Drehen und Hobeln. Schließlich durften wir an die »heißen Sachen« ran und übten Schmieden, Löten und das Schweißen von Stahl und Kupfer. Außerdem fertigten wir anhand eigener Entwürfe Gussformen.

Chef der Lehrausbildung war Herr Frischkemuth, ein kleiner, strenger Mann. Seine Verhaltensweise und Disziplin

ließen uns vermuten, dass er Offizier bei der Wehrmacht gewesen war. Praktisch konnte uns Frischkemuth fast alles vormachen und beibringen, von seiner handwerklichen Begabung konnte ich mir sehr vieles abgucken. Bei ihm begriff ich die Grundlagen des Maschinenbaus, dazu die Handhabung der Werkzeugmaschinen und lernte vor allem eines: richtig zu schlossern. Dadurch sollte ich künftig meist einen guten Draht zu meinen älteren Kollegen und später zu den Arbeitern in meinen Betrieben finden.

Einmal im Quartal hatten wir uns vor Arbeitsbeginn vor dem Lehrmeisterbüro, das nur durch eine Glasfront von der Lehrwerkstatt getrennt war, zu versammeln. Auch diesmal standen wir im Halbkreis vor unseren Ausbildern. Frischkemuth hielt eine kurze Rede – und zeichnete mich als besten Lehrling meines Ausbildungsjahres aus. Welch Überraschung! Er überreichte mir einen Wimpel mit dem Auftrag, diesen gut sichtbar an meinem Arbeitsplatz anzubringen. Der von Goldfransen umsäumte blaue Wimpel trug die Aufschrift »Bester Lehrling«. Mit diesem Titel sollte ich in meiner Lehrzeit noch ein paarmal ausgezeichnet werden.

Innerhalb der Lehrlingsproduktion fertigten wir Fenster-schließhebel und andere praktische Dinge für unser Werk und den Bevölkerungsbedarf, führten Instandsetzungsarbeiten aus und wurden zu vierzehntägigen Reparatüreinsätzen aufs Land geschickt. In einer Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft (LPG) in Schafstädt reparierten wir im Sommer 1952 Mähdrescher und Dreschmaschinen, ersetzten defekte Räder oder führten andere technische Wartungsarbeiten aus.

Ein knappes Jahr später – die neue Wasserballsaison hatte begonnen – nutzte ich die preiswerte Monatsfahrkarte der Reichsbahn, um zum Training meiner Mannschaft nach Freiburg zu fahren.

Nach Ausbildungsschluss in Merseburg eilte ich zum Bahnhof, um einen der Züge für die Leunawerker abzapfen. In Leuna und Buna arbeiteten bis zu 40 000 Chemiewerker.



Eine erfrischende Abkühlung gehörte zum Sommereinsatz auf dem Land dazu. Zusammen mit meinen Lehrlingskameraden ging ich (2. v. r.) ins Freibad von Schafstädt

Nach Ende ihrer jeweiligen Schicht wurden sie mit Doppelstockzügen in ihre Heimatorte gebracht. Die Züge fuhren als Richtungszüge fast ohne Zwischenhalt nach Naumburg, Großheringen oder Lossa. Aus Halle kamen sie als Leerzüge und hielten nicht in Merseburg, sondern durchfuhren den Bahnhof in der Regel ziemlich langsam, manchmal mit kurzem Stillstand vor dem Ausfahrtsignal. So auch der Leunawerker-Zug über Freyburg nach Lossa, auf den ich wie sonst aufspringen wollte. Ich war auf der Hut, dass mich der Schaffner, der meistens im vorderen Teil des Zuges mitfuhr, nicht erwischte. Am Bahnsteigende wartete ich einen Moment das Rot des Ausfahrtsignals ab und nahm Anlauf auf einen der hinteren Waggons, während der Zug bereits wieder Fahrt aufnahm. Aufspringen, Waggontür aufziehen und mich in der offenen Toilette verstecken waren fast eins. Als »fliegend Zugestiegener« hatte ich eine dreiviertel Stunde Vorsprung gegenüber dem nachfolgenden, regulär in Merseburg haltenden Zug gewonnen. Pünktlich gegen halb sieben stürzte ich mich mit meinen Mannschaftskameraden zum Training in das neue Freyburger Freibad. Die schönste Freude hinterher

war das Abendbrot bei meinen Eltern. Am kommenden Morgen stand ich sehr früh auf, denn ich wollte rechtzeitig zur Berufsausbildung zurück sein. Ich nutzte den Doppelstockzug für Leunawerker ab Naumburg. So gut wie jede Bank war ein Stammplatz und besetzt. Man kannte sich. Nach Umstieg in Naumburg – diesmal ohne Verletzung der Bahnvorschriften – erreichte ich nach vierzig Minuten Merseburg. Pünktlich saß ich auf meinem Platz in der Berufsschule; ruhig verliefen die ersten Unterrichtsstunden des Tages.

Als es auf Mittag zuging, brachen unsere Lehrer plötzlich den Unterricht ab. Eindringlich forderten sie uns auf, auf kürzestem Wege nach Hause zu eilen. Eine Begründung blieb aus.

Auf dem Weg zum Bahnhof sah ich, wie Leute aus mehreren Fenstern Papiere, Akten und Fotos von Marx, Lenin und Stalin warfen. Ich dachte: Räumen die aus oder was ist hier los? Ich hatte kein Gefühl für die Situation – und wurde augenblicklich fassungslos: Auf der Straße rannten Leute in gestreifter Sträflingskleidung herum! Irgendwie gelangte ich zum Bahnhof und in einen Zug. Es wurde wild diskutiert und gestikuliert. Die Menschen, darunter zu meinem Erschrecken wieder eine Menge in gestreiften Sachen, waren aufgewühlt. Der Zug rollte an Leuna vorbei. Schlagartig wurde es still: Im Werk waren russische Panzer postiert.

Zu Hause angelangt, schloss mich meine Mutter froh in die Arme – es war später Nachmittag am Mittwoch, dem 17. Juni 1953 ...

Am nächsten Tag hörten wir, dass die Häftlinge aus dem aufgebrochenen Zuchthaus Merseburg stammten. Außerdem erfuhren wir, dass auch die Arbeiter unseres Volkseigenen Betriebes gestreikt hatten und geschlossen nach Leuna marschiert waren. Die Betriebsschule und das Werk nahmen dennoch unverzüglich ihre Arbeit wieder auf. Werkleiter Boide wurde einige Wochen später abgelöst und durch Ludwig Landgraf, der vom Berliner Metallhüttenhalbzeugwerk kam, ersetzt.

Für Aufregung blieb wenig Zeit, ich büffelte bereits für die Facharbeiterprüfung. Aufgrund meiner guten Leistungen in Theorie und Praxis war mir von Schule und Werk nach dem ersten Lehrjahr vorgeschlagen worden, meine Lehre bereits nach zwei Jahren abzuschließen. Normalerweise dauerte die Ausbildung ein halbes Jahr länger. Ich nutzte diese Chance, wollte ich doch Opas Weg gehen, etwas Praktisches lernen, darin Erfahrung sammeln und dann studieren. Und das alles möglichst schnell.

In der praktischen Abschlussprüfung sollte ich als Geselinstück einen Verstellkeil als Werkzeughilfe für verschiedenste Bearbeitungsmaschinen herstellen – innerhalb einer vorgegebenen Zeit und genau nach Zeichnung. Das war nicht einfach. Ich studierte die Vorgaben und machte mich ans Werk. Aus einem Grobblechstück fertigte ich die beiden zu verbindenden Teile und aus einem Rundstahl zauberte ich die Schraube mit Vierkant, Gewinde und Anschlagbund. Alle maschinellen Fertigungsschritte führte ich per Hand aus. Abschließend schliff und feilte ich alle Oberflächen bis zur Qualitätsstufe »feinst«. Mein Geschick und ein gutes Auge waren dabei besonders herausgefordert, denn ich musste eine Fehlertoleranz von weniger als 0,1 Millimeter einhalten.

Mit der Mikrometerschraube maß der Vorsitzende des Prüfungsausschusses, Herr Frischkemuth, genauestens nach. Das Ergebnis meiner Arbeit wurde mit »gut« bewertet. Am 15. August 1953 – ich war noch nicht einmal sechzehn Jahre alt – hielt ich mein Facharbeiterzeugnis als Betriebsschlosser in den Händen.

Ich werde auf die Probe gestellt

Mit Beginn der Lehrzeit war uns im VEB Metallschmelz- und Walzwerk Merseburg mitgeteilt worden, dass jeder Lehrling nach erfolgreicher Ausbildung – wie überall in der DDR – als »Jung-Geselle« einen Arbeitsplatz bekommen würde. In unserem Falle standen Stellen im Merseburger Metallwerk selbst, in den Leunawerken, in den Chemischen Werken Buna, im Reichsbahnausbesserungswerk Merseburg oder in einer Maschinen- und Traktoren-Station (MTS) der Landwirtschaft zur Auswahl.

Ich wollte unbedingt von meinem Lehrbetrieb übernommen werden und hatte alles dafür getan. Mich motivierte, dass ich mit der Zeit das Umfeld bestens kannte und außerdem die Möglichkeit, weiter bei Familie Kolar wohnen zu können. Mein Wunsch erfüllte sich.

Das Metallwerk, wie das Metallschmelz- und Walzwerk Merseburg im Volksmund hieß, beschäftigte etwa siebenhundert Werk tätige und war das größte Aluminiumwerk der DDR. Aus Aluminiumschrott und -masseln, also bereits verhüttetem Rohaluminium, wurden in zwei Schmelzöfen verschiedenste Aluminiumqualitäten von Reinstaluminium bis Duraluminium für den Flugzeugbau geschmolzen und in rechteckige Stränge vergossen. Anschließend schnitten Sägeanlagen die Aluminiumstränge auf bestimmte Längen, bevor sie in Wärmeöfen auf Walztemperatur erhitzt und auf Walzgerüsten zu Blechen für die Industrie oder zu Vormaterial für das eigene Folienwalzwerk ausgewalzt wurden. Fräsmaschinen bearbeiteten die Oberflächen hochwertiger Endprodukte.

Glühöfen und Folienwalzwerk bildeten in Merseburg weitere Verarbeitungsstufen. Das Folienwalzwerk war eines der modernsten Europas und produzierte Folie bis zu einer hauchdünnen Stärke von sechs Tausendstel Millimeter. Sie wurde in Form technischer Folien sowie als Verpackungs-

und Haushaltsfolie hergestellt und bewährte sich als wachskaschierte Folie bei der Abpackung von Nahrungsmitteln, so zum Beispiel von Burger Knäckebrötchen, und leimkaschiert in der Zigarettenindustrie der DDR und weltweit. Auch die extra für die Kappen der Sektflaschen von Rotkäppchen entwickelte Folie stammte aus dem Metallwerk. Bis Anfang der Sechzigerjahre fertigte der Betrieb außerdem Aluminiumbestecke sowie Ronden für Töpfe.

Mein erster Arbeitstag, der 1. September 1953, bleibt mir unvergessen. Ich war Günter Dreihaupt, einem bekannten Ringer aus Bad Dürrenberg, zugeteilt worden. Er verantwortete im Werk die Wartung, Instandhaltung und technische Überwachung aller Krane und Hebezeuge.

Nachdem wir uns die Hand geschüttelt hatten, fragte mich Dreihaupt: »Hast du Höhenangst?«

Ich verneinte.

»Gut, dann wird deine erste Arbeit am Hofkran sein.« Dieser bewegte sich mittels einer Kranbrücke und diente der Be- und Entladung von Waggons oder Lkws mit Stückgütern. Auf der Kranbrücke fuhr eine »Laufkatze«. Dreihaupt wies mich ein: »Fahr den Kran bis zur Steigleiter, die Katze bis zur Hauswand. Dann steigst du die Leiter hoch und fettest alle Schmierstellen ab. Und sei vorsichtig«, gab er mir unbewegten Gesichts mit auf den Weg.

Ich begriff, dass er mich auf die Probe stellen wollte, schnappte mir die Tasche mit Schmierfett und Werkzeug und kletterte fünf Meter die Eisenleiter an der Wand hinauf. Ein Seil oder irgendeine andere Sicherung gab es nicht. Oben angekommen, bekam ich Probleme: Zwar hatte ich die Kran- katze auf dem Querträger bis zur Wand herangefahren, auf ihr zu arbeiten traute ich mir durchaus zu. Aber der Umstieg von der Steigleiter an der Wand hinüber auf die Katze wollte nicht gelingen. Ich brauchte einige Überwindungspausen. Nach vielen Anläufen – es war schon fast Mittag geworden und mir peinlich – hatte ich für mich das richtige Setzen der Füße, Hinhocken, Verrenken und Beugen zu den Schmierstel-

len endlich auf die Reihe gebracht und meine Angst überwunden. Schließlich konnte ich meinen ersten Auftrag erledigen.

Dreihaupt hatte mich von Weitem beobachtet, aber nicht eingegriffen. »Ich weiß, das Umdrehen von der Wand zur Katze ist der Moment, wo man die fünf Meter ohne Geländer nach unten merkt«, war sein abschließender Kommentar.

Ich hatte die Prüfung bestanden. Von nun an führten wir alle Aufgaben seines Verantwortungsbereiches gemeinsam durch. Bei Dreihaupt lernte ich, was gewissenhaftes und umsichtiges Arbeiten für das Leben bedeutet.

Täglich fünf bis zehn Minuten vor Arbeitsbeginn trafen sich alle Schlosser im Frühstücksraum oder an den Werkbänken. Unmittelbar vor der Tür zur Werkstatt war die Stechuhr mit den Stechkarten angebracht. Im Allgemeinen nahmen wir mittags am Werksessen teil. Für achtzig Pfennig gab es eine Schüssel voll Suppe; zehn Pfennig kostete in der Kantine das große Bäckerbrötchen. Kotelett, Soße, Kartoffeln und Gemüse sowie Pudding zum Nachtisch ließen sich für 1,80 Mark schmecken. Das Angebot aus mindestens fünf verschiedenen Speisen wechselte täglich.

Ende des Monats hielt ich den ersten Facharbeiterlohn meines Lebens in den Händen. Ich verdiente 1,47 Mark je Stunde Grundlohn plus Prozente. Diese wurden bei Unterbietung der Zeitvorgaben in der Produktion gezahlt und konnten bis zu fünfundzwanzig Prozent ausmachen.

Damit rückte die Erfüllung eines lang gehegten Wunsches in greifbare Nähe: Ich wollte unbedingt ein Motorrad haben. Bereits seit dem ersten Tag der Ausbildung hatte ich dafür fast meinen gesamten Lehrlingslohn von 105 Mark monatlich und alle Prämien, die ich zusätzlich bekommen hatte, zurückgelegt. Für Kost und Logis während meiner Lehrzeit waren noch meine Eltern aufgekommen. Durch den vorfristigen Facharbeiterabschluss füllte sich meine Sparbüchse etwas rascher.

Mein Traum war eine rote JAWA mit verchromten Stoßdämpfern an beiden Rädern, verchromtem Tank und durchgehender Sitzbank – die oder keine musste es sein! Eine mit

einem Hubraum von hundertfünfzig Kubikzentimetern. Ich war gerade erst sechzehn Jahre alt geworden, Motorradfahren nur mit Zustimmung der Eltern erlaubt und stärkere Maschinen für Jugendliche in dem Alter sowieso nicht zugelassen.

Voller Enthusiasmus nahm ich die Fahrschule auf, sparte weiter fleißig und wartete ungeduldig auf den Tag, an dem es im Merseburger Motorradladen Maschinen der Marke JAWA geben würde. So wenige Jahre nach dem Krieg wurden Motorräder nicht als alltägliches Gut gehandelt. Die tschechische JAWA war außerdem Kult, nicht nur im Osten. Und das war mein Problem.

»Wie soll ich denn bloß an das Motorrad kommen? Die verkaufen nur ein paar Stück. Wenn ich von der Arbeit komme, sind alle weg! Und wie erfahre ich überhaupt, wann die mal eine JAWA haben?«, klagte ich Frau Kolar mein Leid.

»Ich werde immer mal wieder an dem Motorradladen vorbeigehen und fragen, wann die JAWAs bekommen«, versuchte Frau Kolar, mich zu beruhigen. »Aber wenn die welche kriegen – hast du denn das Geld?«

Ich bejahte. Die JAWA kostete 2150 Mark.

Eines Abends, im Spätherbst 1953, als ich von der Arbeit nach Hause kam, überraschte mich meine Quartiermutter mit der Nachricht: »Morgen haben sie JAWAs. Ich gehe dorthin. Für dein Frühstück stelle ich dir alles hin, das musst du dir selbst machen.«

»Wieso?«, fragte ich halb verdutzt.

»Ich stelle mich um vier an.«

Die gute Seele von Mensch machte sich tatsächlich noch vor Sonnenaufgang zum Motorradladen auf. In der Warteschlange war sie nicht die Erste. Gegen elf Uhr rief mich mein Meister ans Telefon.

»Ich habe deine JAWA!«, verkündete Frau Kolar nur.

Noch am Nachmittag desselben Tages eilte ich zur Sparkasse, holte mein Ersparnes ab und beglich die Rechnung.

Im Dezember bestand ich die letzte Fahrschulprüfung und bekam endlich meinen Führerschein. Als Erstes wollte ich zu



Mein größter Stolz mit sechzehn: Ich fahre eine nagelneue JAWA, die ich mir von meinem Lehrlingslohn zusammengespart habe

Opa fahren. Opa Friedrich lag schwerkrank im Krankenhaus Weißenfels. Ich zog eine derbe Hose an, dazu eine schwarzgefärbte BDM-Jacke, setzte eine alte Fliegerkappe mit -brille auf, streifte Lederhandschuhe über und fuhr los. Im Winter, bei Schnee und Eis.

In Weißenfels angekommen, stellte ich das Motorrad unter das Fenster von Opas Krankenzimmer, säuberte es vom Straßendreck und putzte alles blitzblank. Dann ging ich zu meinem Opa hoch, begrüßte ihn und richtete ihn im Bett so auf, dass er aus dem Fenster schauen konnte. »Das da unten ist mein Motorrad!«, sagte ich stolz. Da stand sie, chrom- und rotglänzend im weißen Schnee – meine JAWA Junior Typ 352. Opa drückte mich fest und sagte: »Schön!«

Ich fuhr zurück nach Freyburg. Meine Eltern hatten Blut und Wasser geschwitzt und bestimmten: »Jetzt fährst du nicht mehr, bis es Frühling wird.«

Zu dieser Zeit hatte ich meine ersten Liebeleien. Beim Sport oder auf dem Tanzboden warf ich ein Auge auf die Schönen aus Freyburg und Umgebung. Da es außer Radio

und Kino nichts anderes zur Unterhaltung gab, zog es mich, wie die meisten jungen Leute, sonnabends oder feiertags auf eine der vielen Tanzveranstaltungen. Mit siebzehn fand ich meine ersten Jugendlieben. Eine verband sich mit einem silbernen Siegelring, er trägt die Initialien IS. Den Ring hatte mir Ingeborg Schmidt zu meinem Geburtstag geschenkt. Eine Beziehung ergab sich in unmittelbarer Nachbarschaft.

Eines Tages bemerkte meine Mutter: »Siehst du eigentlich, wer dir beim Putzen deiner JAWA zuschaut?«

»Nein«, antwortete ich, um weiteren Fragen auszuweichen. Dabei wusste ich längst: Helga Wüsteneck sah gern aus dem Erker ihres Elternhauses nach mir. Wir kannten uns bereits seit der Schulzeit.

»Die Helga ist ein nettes, attraktives Mädchen. Findest du nicht auch?«, hakten meine Eltern einige Tage später nach.

Ich wollte nicht lügen und stimmte ihnen zu. Vielleicht wussten sie oder ahnten zumindest, dass es zwischen uns ein Verhältnis gibt. Helga und ich waren schon mehrfach zusammen gewesen und hatten miteinander viel Spaß und Freude.

Meine Einarbeitungszeit als Jung-Geselle unter Dreihaupt, dem Oberhaupt über alle Krane des Merseburger Metallwerkes, hatte indes nach wenigen Monaten geendet. Das lag daran, dass im Kranbereich zusätzlicher Fleiß – egal, wie umfangreich er war – pauschal mit 15 Prozent Leistungszulage vergütet wurde, denn aus Sicherheitsgründen sollte hier kein Leistungsdruck aufgebaut werden.

Ein Mann, mit dem ich über Leistung, die sich lohnt, und über eine andere Arbeit reden konnte, war Paul Topf, Meister der Mechanischen Werkstatt, ein gebildeter und kundiger Fachmann von zupackender Art, der stets akkurat in sauberem Arbeitsanzug auftrat. Er war hilfsbereit und zugänglich uns jungen Spunden gegenüber. Topfs Fürsprache sowie meiner vorfristig bestandenen Facharbeiterprüfung verdankte ich es, dass mir die Werksleitung noch im Herbst 1953 die erste Jugendbrigade des Betriebes anvertraute.

Mein kleines Arbeitskollektiv zählte mit mir sechs junge Schlosser und trug den – wie es damals hieß – verpflichtenden Namen »Jugendbrigade II. Deutschlandtreffen«. Das bevorstehende Jugendtreffen 1954 in Berlin, der Hauptstadt der DDR, war zum Anlass genommen worden, von uns beste Arbeitsergebnisse zu erwarten. Meiner Jugendbrigade wurden diverse Reparaturleistungen übertragen, darunter auch für das Aluminiumfolienwalzwerk. Außerdem arbeiteten wir als Rohrschlosser im gesamten Sanitärbereich des Metallwerkes.

Die leitenden Genossen packten auf meine Schultern noch ein Stück mehr Verantwortung: Als erster Jugendbrigadier des Werkes wurde ich zugleich Mitglied der zentralen Leitung der Freien Deutschen Jugend (FDJ) im Werk. Außerdem wählten mich meine Kollegen in die Betriebsgewerkschaftsleitung (BGL).

Es dauerte nicht lange, und an den Arbeitsplätzen meiner Jugendbrigade standen die TAN-Sachbearbeiter mit ihren Stoppuhren. Sie wollten die Zeitspanne für jeden unserer Arbeitsschritte messen und damit die technisch-begründeten Arbeitsnormen (TAN) neu festlegen. Meine Jungs und ich waren auf diesen Moment vorbereitet. Wir taten unsere Arbeit – wie sonst auch, aber schwitzten mehr.

Auch wenn sich mit Meister Topf vorsichtig über die eine oder andere Normzeit reden ließ: Wir mussten die Vorgaben letztlich hinnehmen. Widerspruch führte nur manchmal zum Erfolg.

Wie sensibel das Thema Normen war, begriff ich erst später in vollem Umfang. Willkürliche, von Partei und Regierung festgelegte Normerhöhungen waren eine der Ursachen des Arbeiteraufstandes am 17. Juni 1953 gewesen. Mit der Zeit wurden in der DDR die TAN zunehmend wissenschaftlich begründet. Das Sagen hatten weiterhin Betriebsleitung und Arbeitsnormer, Belegschaftsvertreter konnten mitreden – mal mehr, mal weniger, je nach aktuellem Wirtschaftskurs der SED. Nach jahrelangen Reformbemühungen wurde die Mit-

wirkung der Werktätigen bei der betrieblichen Ausarbeitung von Arbeitsnormen 1978 schließlich im Arbeitsgesetzbuch der DDR eindeutig geregelt und dem Gewerkschaftsbund FDGB sogar ein ausdrückliches Recht auf Mitbestimmung eingeräumt. Fortan durften die Arbeitsnormen von den Betriebsleitungen nur mit Zustimmung der BGL in Kraft gesetzt werden.

Normerfüllung und gute Leistungen in meiner Jugendbrigade hatten sich ausgezahlt – zu Pfingsten 1954 fuhren wir zum »II. Deutschlandtreffen der Jugend«. Unter der Losung »Für Frieden, Einheit und Freiheit« versammelte die FDJ im Ostteil Berlins 700 000 Jugendliche aus dem Land, darunter einige Tausend aus dem Westen. Wir reisten über Nacht mit dem Zug an. Mit Stroh ausgelegte Güterwaggons waren unsere Schlafwagenabteile. Wir sangen viel und es ging lustig zu.

Zusammen mit einer Gruppe junger Leute zog ich bei netten Leuten im Friedrichshain ein. Unsere Gasteltern hatten den Dachboden für uns mit Stroh, Matratzen und Decken lauschig hergerichtet. Jungs und Mädchen schliefen getrennt.

Nach einer der vielen Veranstaltungen und Kundgebungen blieb ich noch mit Jörg Lange, einem Freund aus der Jugendbrigade, zusammen. Wir vertrauten uns und waren einer Meinung: Wenn wir schon in Berlin sind, müssen wir auch mal rüber, in den Westen. Außerdem lockte die Einfachheit des Grenzübertrittes in der noch offenen Stadt. Schließlich brauchte man sich nur in die S-Bahn zu setzen.

Auf dem Weg zum Bahnhof in der Nähe unseres Quartiers trugen wir das Blauhemd der FDJ, darunter aber vorsorglich ein normales. Bevor wir in die S-Bahn stiegen, wechselten wir die Hemden.

Rasch nahte die Station Treptow. Aus den Lautsprechern ertönte plötzlich die Ansage: »Letzter Bahnhof im demokratischen Sektor!« Jörg und ich sahen uns an und dachten: Hoffentlich geht alles gut! Es war mit Streifen der Bahnpolizei und FDJ-Ordern zu rechnen, die durch den Zug liefen und sofort die rausholten, die drüben nichts zu suchen

hatten. Mit Fracksausen fuhren wir weiter. In Westberlin liefen wir viele Straßen ab und schauten uns alles an. Die Stadt war bunt und lebendig und von Klassenkampf nichts zu sehen. Die Schaufenster glänzten voller feiner Waren. Die wenigen Pfennige aber, die Jörg und ich im Geldbeutel hatten, hielten wir zusammen. Wir konnten uns nichts leisten, aber erfüllten uns trotzdem einen Traum – wir gingen ins Kino.

Damit endete unsere erste »Westreise«. Pflichtbewusst kehrten wir in unser Quartier zurück. Auch von anderen hörten wir, dass sie drüben gewesen waren. Aus unserer Gruppe fanden alle wieder zurück, keiner haute ab. Hier im Osten hatten wir unser Zuhause: Daheim warteten Eltern und Kameraden in unseren Fußball- oder Wasserballmannschaften, mancher hatte schon sein Mädchen. Und wir hatten Ziele, dies und jenes vor.

Als junger Facharbeiter hatte ich längst begonnen, die Abendschule zu besuchen und damit die Fachschulreife zu erwerben. Ich wollte so schnell wie möglich studieren und Ingenieur werden. Dafür tat ich mich mit meinem Schulfreund Heinz Oertel zusammen. Er hatte ebenfalls Schlosser gelernt und lebte seit seiner Ausbildung in einem Lehrlingswohnheim in Mücheln. Dreimal in der Woche trafen wir uns nach Feierabend auf dem Weg in die Abendschule nach Halle an der Saale und tauschten uns auf der Fahrt zum Unterrichtsstoff aus und lernten.

Im Frühjahr 1955 wurden unser Fleiß und unsere gegenseitige Hilfe von Erfolg gekrönt: Wir erlangten die Ingenieurschulzulassung. Einem Studium stand nun fast nichts mehr im Wege. Wir brauchten uns nur noch eine Fachschule auszusuchen, dorthin eine Delegation unserer Betriebe zu erwirken und die Aufnahmeprüfung zu bestehen.

Mein Berufsziel klar vor Augen, liebäugelte ich mit einer Bewerbung an der Bergbauingenieurschule »Fritz Himpel« in Eisleben oder an der Bergingenieurschule Senftenberg, wohin Heinz von seinem Betrieb delegiert wurde. Mein Be-

trieb sollte indes seine studienwilligen Arbeiter an die Ingenieurschule für Walzwerk- und Hüttentechnik Riesa entsenden und tat das auch bei mir. Ich fand den Metallurgenberuf nicht weniger spannend als eine Tätigkeit als Bergbauingenieur und nahm diese berufliche Wendung an. Außerdem blieb mir nichts anderes übrig: Ohne Delegation durch den Betrieb gab es keinen Studienplatz.

Da kam die Weltpolitik ins Spiel. Zwischen Ost und West herrschte Kalter Krieg, auf beiden Seiten wurde aufgerüstet. Mittendrin standen sich die BRD und die DDR unmittelbar und in scharfer Konfrontation gegenüber. In der Bundesrepublik war 1955 die Bundeswehr geschaffen worden, die ab 1957 auf Wehrpflichtige als Rekruten zurückgreifen wollte. In der DDR wurde die Kasernierte Volkspolizei (KVP) als Vorläufer der 1956 gegründeten Nationalen Volksarmee (NVA) aufgebaut, eine gesetzliche Wehrpflicht bestand jedoch noch nicht. Im Betrieb und im Jugendverband wurde heftig für den freiwilligen Dienst bei der KVP geworben oder auch mit mehr oder weniger starken Druck an das Bewusstsein appelliert.

Die Betriebsleitung, leitende Genossen der SED, Kollegen der BGL und Freunde der Leitung des Jugendverbandes im Werk, sie alle bedrängten mich und argumentierten: »Wenn du dich zur KVP meldest, gehen viele andere auch.«

»Ich mache das schon«, gab ich nach vielen Gesprächen nach, dachte aber insgeheim: Vielleicht kann man das noch ändern, später ... Ich fühlte mich nicht wohl bei der Sache, wollte ich doch rasch beruflich vorankommen.

Im Betrieb traf ich Jörg Lange, der sich mit dem gleichen Problem herumschlug. »Hier kommen wir nicht weiter, Jörg. Los, wir melden uns jetzt selbst im Wehrkreiskommando und erklären: Wir sind bereit, freiwillig zur KVP zu gehen – aber nur unter einer Bedingung.« Mittlerweile wussten wir, dass die KVP in Merseburg und der weiteren Umgebung nur über »Sandlatscher« und Flieger verfügte. Das hatte uns auf eine Idee gebracht.

Gemeinsam machten wir uns auf den Weg. Im Wehrkreis-kommando traten Jörg und ich vor den Offizier, gaben unsere Bereitschaftserklärung ab – und fügten festes Wortes und Blickes hinzu: »Wir gehen aber nur zur Marine!«

»Bei der Marine ist alles belegt«, erwiderte der Diensthabende ziemlich verdutzt, »aber bei den Fliegern hätte ich noch Plätze für euch«. Er listete uns verschiedene Standorte auf und versuchte, uns den Dienst auch in anderen Waffengattungen schmackhaft zu machen.

»Nein«, bekräftigten wir, »nur zur Marine.«

Bange Tage gingen ins Land. In der Zwischenzeit hatte ich die Aufnahmeprüfung an der Ingenieurschule Riesa bestanden und die Studienzusage erhalten. Über allem war es Anfang August geworden.

Das Befürchtete trat ein, wenn auch mit einiger Verzögerung. Es gab eine Rückmeldung des Wehrkreis-kommandos an den Betrieb, und ich wurde zum Kaderleiter des Werkes gerufen. Anschließend musste ich mich mehreren Aussprachen in der FDJ-Leitung stellen. Alle verlangten, dass ich mich ohne Bedingungen zur KVP melde, ich aber ließ mich nicht beirren.

»Nimm zur Kenntnis«, teilte mir der Kaderleiter barsch mit, »dass wir deine Delegation zum Studium zurückziehen, wenn du nicht jetzt und bedingungslos zur KVP gehst!«

Wortlos und mit dem angstvollen Gefühl, dass er seine Ankündigung wahr machen würde, verließ ich den Raum. In meinem Kopf ratterte es: Du musst hier so schnell wie möglich kündigen, vor Beginn des Studiums noch eine neue Arbeitsstelle finden. Aber wer stellt einen Betriebsschlosser für nur wenige Tage ein?

Ich handelte unverzüglich: Zum 20. August, einem Sonntagabend, kündigte ich mein Arbeitsverhältnis beim VEB Metallschmelz- und Walzwerk Merseburg und verlangte mein Arbeitszeugnis. Vater hatte indes die rettende Idee gehabt und mir für die letzte Augustwoche eine Anstellung in der Mühle im benachbarten Zeddenbach besorgt – meine

28. 11. 51
Ausstellungstag

Versicherungs-Ausweis

Nur gültig in Verbindung mit Personal-Ausweis Nr. _____ gedruckte Nummer

für

Lauck Hans-Joachim
Name Vorname Nachname

27. 9. 1937 Freiburg/Unstrut
Geburtsort und -zeit

Freiburg, Unstrut N. Oberstra 20
Wohnort

Klein Johannes Lauck
Unterschrift des Antragsstellers

VVB BUNTMETALL
Metallwerke und Walzwerk Merseburg KLB
Stempel des Arbeitgeber

Keck
Unterschrift des Ausweisers

Versicherungs			verhältnis ^H			
Name und Sitz des Betriebes (auch Versicherung, selbst, Gewerbe, Inst. Beruf, Haushalt) (Stempel)	Beginn der Tätigkeit	Unterschrift des Betriebs: h. Selbständigen des Finanzamtes	Genaue Beschreibung der Tätigkeit	Bezugsfähiger Gesamt- entgeltverdienst d. Beschäftig- ten zusammen aus allen Tätig- keiten bei Lohnsteuer (Hinzurechnung d. sonstigen Einkünfte aus Arbeit)	Ende der Tätigkeit	Unterschrift d. Betriebs; bei Selbständigen d. Finanzamtes
VVB BUNTMETALL Metallwerke und Walzwerk Merseburg KLB	19. 9. 51	<i>Keck</i>	Masch.-Schlosser- Lehrling	2.85,88 - kein -	31. 12. 1951	<i>Keck</i>
VVB Metallwerke und Walzwerk Merseburg Lehnberg	1. 1. 1952	<i>Keck</i>	"	1.128,74 - kein -	31. 12. 1952	<i>Keck</i>
VVB Metallwerke und Walzwerk Merseburg Lehnberg	1. 1. 1953	<i>Keck</i>	Masch. Schlosser	1.958,31 - kein -	31. 12. 1953	<i>Keck</i>
VVB Metallwerke und Walzwerk Merseburg Lehnberg	1. 1. 1954	<i>Keck</i>	"	4.030,51 - kein -	31. 12. 1954	<i>Keck</i>
VVB Metallwerke und Walzwerk Merseburg Lehnberg	1. 1. 1955	<i>Keck</i>	"	2.572,21 - zwei -	20. 8. 1955	<i>Keck</i>
Hugo Schäfer Zollverein bei Saargemünd a. R.	1. 1. 1955	<i>Keck</i>	Masch.- Schlosser	24. 11. 50 in Anrechnung d. Einkommensteuern + 79,10	31. 12. 1955	<i>Keck</i>
Ingenieurschule für Walzwerk- und Hüttentechnik RIESA	1. 1. 1955	<i>Keck</i>	Ingenieur		31. 12. 1955	<i>Keck</i>
Ingenieurschule für Walzwerk- und Hüttentechnik RIESA	1. 1. 1956	<i>Keck</i>			31. 12. 1956	<i>Keck</i>

* Eintragung erfolgt beim Antragsstellen von dem Betrieb, mindestens jedoch am Ende jedes Kalenderjahres.

Im SV-Buch, dem Sozialversicherungsausweis, wurden alle Ausbildungs- und Arbeitsverhältnisse übersichtlich aufgeführt – wie hier unter anderem mein kurzes Zwischenspiel in der Firma Hugo Schäfer

Arbeitsbiografie sollte schließlich lückenlos sein. Das hatte mir bereits mein Opa ans Herz gelegt. Meine Eltern waren mit dem Mühlenbesitzer gut bekannt, so dass Vater mit ihm offen über unser Anliegen sprechen konnte und er mich als Schlosser und Bodenarbeiter einstellte. Vereinbart wurde ein Wochenlohn von brutto 69 Mark.

In der modernen Getreidemühle, die mittels Turbinen, die durch das Wasser der Unstrut angetrieben wurden, eigenen Strom erzeugte, erfüllte ich meine Schlosserpflichten zur vollen Zufriedenheit des Chefs. Dabei war ich Tag für Tag in größter Unruhe. Ich hatte Angst, dass etwas nachkommt – noch aus Merseburg oder gar die Studienabsage aus Riesa. Aber nichts dergleichen geschah.

Heimfahrt aus wichtigem Grund

Mit flauem Gefühl, aber auch erwartungsvoll und neugierig machte ich mich am 1. September 1955, knapp vier Wochen vor meinem achtzehnten Geburtstag, auf den Weg nach Riesa. An der Ingenieurschule für Walzwerk- und Hüttentechnik legte ich das Papier mit der Studienzusage vor: Problemlos durfte ich mein Fachschulstudium zum Ingenieur auf dem Gebiet der Walzwerktechnik aufnehmen. Quartier bezog ich im Studentenwohnheim. Jeweils vier Mann teilten sich die Studentenbude aus einem Schlafraum und einem Arbeitszimmer. Meine Zimmerkameraden hießen Paul, Willy und Fritz. Unsere Lebenswege sollten sich Jahre später erneut kreuzen.

Um meiner Studienzulassung ganz sicher zu sein, bat ich beim Direktor, Doktor Günther, um einen Termin.

»Ich habe von Ihnen die schriftliche Bestätigung meines Studienplatzes bekommen. Was aber passiert, wenn mein ehemaliger Merseburger Betrieb die Delegation zurückzieht?«, brachte ich mein Problem gleich auf den Punkt.

»Nichts. Mit unserer Zusage sind Sie aufgenommen – Sie gehören seit dem 1. September an die Ingenieurschule und

unterstehen damit dem Staatssekretariat für das Hochschulwesen!«

Ich war beruhigt, jedoch nicht lange, denn Tage später erfuhr ich von Studienkameraden: Die Kaderleiter der Betriebe, die Arbeiter zum Studium delegiert hatten, statteten der Ingenieurschule regelmäßig ihren Besuch ab. Einerseits um zu erfahren, wie es den Studenten geht, andererseits um zu erkunden, wie sich ihre Schäfchen so machten. Auch der Kaderleiter von Merseburg nehme diese Pflicht wahr, hörte ich. Erneut sprach ich beim Direktor vor.

»Eine eventuelle Rücknahme der Delegierung führt nicht zum Abbruch des begonnenen Studiums«, bekräftigte Doktor Günter sein Wort, »denn mit der Immatrikulation bin ich jetzt Ihr Vorgesetzter, wenn Sie so wollen. Die Ingenieurschule ist nun Ihr Arbeitgeber!« Er empfahl mir jedoch, dem Merseburger Kaderleiter bei seinem Besuch nicht unbedingt in die Arme zu laufen.

Der erste Studienmonat näherte sich dem Ende. Es war schließlich meine Geldbörse, an der ich merkte, dass sich die Delegierung seitens des Metallwerkes tatsächlich erledigt hatte. Mir blieb die monatliche finanzielle Unterstützung, die jedem Studenten seitens seines Betriebes zustand, versagt. Stattdessen musste ich mit dem Grundstipendium von 50 Mark – nach Abzug von Unterkunft und Verpflegung – vorliebnehmen. Ich biss mich durch. Meine Eltern unterstützten mich weiterhin, obwohl es für sie nicht einfach war.

Nachdem ich in fast allen Leistungskontrollen, Testaten und Zwischenprüfungen gute Noten erreichte, bekam ich von der Ingenieurschule ab dem dritten Semester ein zusätzliches Leistungsstipendium von 75 Mark monatlich ausgezahlt.

Als ich in der Schulverwaltung eines meiner ersten Stipendien entgegennahm, erlebte ich eine böse Überraschung: Zwei Groschen kullerten in dem Briefumschlag herum. Ich war entsetzt und frustriert zugleich. Auf dem beiliegenden Auszahlungsschein fand sich die Erklärung: Alle Studenten mussten den »Dubbel«, das zweibändige Standardwerk für



Mit dem Rechenschieber büffelte ich am Schreibtisch in Riesa

den Maschinenbau, erwerben. Diese dicken und aufwendig gestalteten Handbücher kosteten knapp 100 Mark, wovon die erste Hälfte gleich einbehalten worden war.

Wutentbrannt schmiss ich der Frau in der Auszahlungsstelle das Geld vor die Füße und schimpfte: »Können Sie von zwanzig Pfennig im Monat leben? Ich nicht! Meine Eltern haben auch kaum Geld. So geht das nicht!« Ich wurde zum Direktor gerufen und entschuldigte mich bei Doktor Günter für mein peinliches Verhalten. Das wurde akzeptiert, an meiner finanziellen Zwangslage änderte sich damit jedoch nichts.

Während des Studiums fuhr ich in der Regel monatlich nur für ein Wochenende nach Hause. Meine begrenzten finanziellen Möglichkeiten ließen kaum einen anderen Rhythmus zu. Hinzu kam, dass ich mit Beginn des Studiums meine sportlichen Aktivitäten in Freyburg aufgegeben hatte; Wasserball spielte ich mittlerweile in der Auswahl der Ingenieurschule.

An einem Sonnabend im Mai 1958 traf ich wieder einmal mit dem Zug zum heimatlichen Besuch in Freyburg ein. Gleich ging ich zum Fahrkartenschalter, um den sonntäglichen Rückfahrchein zu kaufen. Plötzlich und nah wie bisher nie,

stand ich Ruth Schlag gegenüber, die hinter dem Schalter Dienst tat. In ihrer Eisenbahneruniform machte sie was her, sie sah richtig schick aus. Ruth war mir bereits im Vorjahr in Freyburg aufgefallen. Da erschien sie mir zu jung, um sie anzusprechen. Jetzt war alles anders. Heiter dachte ich: Mal sehen, ob ich ein bisschen Schlag bei ihr habe.

Wir kamen ins Gespräch und konnten ziemlich lange über vielerlei Dinge reden, doch Ruths Chef im Nebenraum spitzte wahrscheinlich schon die Ohren. So verbot sich die Frage, ob ich sie nach Dienstende abholen und nach Hause begleiten darf. Ich war mir nicht sicher, ob Ruth ablehnen oder akzeptieren würde. Ruth war knapp vier Jahre jünger als ich, noch nicht einmal siebzehn, und 1958 herrschten andere Grundsätze von Ethik und Moral. Allein durch Schule oder Sportverein kannte in einer Kleinstadt wie Freyburg jeder jeden, so auch uns und unsere Familien. Ein Nachhausebringen am späten Abend bliebe kaum unbemerkt – wir wären augenblicklich Stadtgespräch.

Ich beschloss, es vielleicht beim nächsten Mal zu probieren, und verabschiedete mich. In der Aufregung vergaß ich, mich unverfänglich nach Ruths Dienstplan zu erkundigen oder irgendeine Verabredung zu treffen. Für meine Rückfahrt ging ich wesentlich früher als sonst zum Bahnhof. Doch vergebens – Ruth war nicht da.

Ich beschloss, am darauffolgenden Wochenende sofort wieder nach Freyburg zu fahren. Aber mein knapp bemessenes Budget gab diese zusätzliche Fahrt nicht her, so dass ich eine Schwarzfahrt riskierte. Für alle Fälle führte ich meine präparierte Fahrkarte aus der Vorwoche mit. Die nadelscharfen, farblosen Einprägungen der Schaffnerzange in die gelbliche Pappe hatte ich mit dem Fingernagel verwischt, so dass die Gültigkeit der Fahrkarte zumindest nicht eindeutig war. Im Zug tauschte ich meine Erfahrungen mit anderen Studenten aus. Schnell stellte sich heraus: Fast alle gingen dieses Risiko ein, nicht wenige ebenso wie ich aus »wichtigem Grund«.

Glücklicherweise traf ich Ruths Freundin Bärbel am Bahnhof. Ruth hatte ihr von unserem Gespräch am Schalter berichtet, und mich interessierte nun, was sie denn so über mich denke.

»Na ja«, entgegnete Bärbel und ließ mich kurz zappeln. »Ruth will wahrscheinlich durch die Hintertür mal die Lage bei ihren Eltern peilen«, ergänzte sie. Während ich noch dachte, das klingt ja gar nicht so schlecht, händigte sie mir Ruths Dienstplan aus.

Meine Eltern taten erst überrascht, als ich ankündigte, am folgenden Wochenende schon wieder heimzukommen. Schließlich schmunzelten sie. Sie ahnten wohl, dass ein Mädchen dahintersteckte.

Eine Woche später fuhr ich wieder nach Freyburg und hoffte, dass Bärbel alles gut organisiert hatte. Vom Bahnhof schlug ich meinen gewohnten Weg nach Hause ein. Und auf einmal sah ich sie – Bärbel *und* Ruth! Sie standen auf der Brücke über der Unstrut und schauten dem fließenden Wasser zu. Bärbel warf ein Auge in Richtung Bahnhofsweg. Ich verlangsamte meinen Schritt und erreichte die beiden jungen Frauen, die »rein zufällig« dort standen.

Zuerst begrüßte ich Ruth mit einem Satz, über den wir später noch oft lachen sollten: »Ich freue mich, dass wir uns heute auf der Straße getroffen haben – und das ohne Eisenbahneruniform!« Kaum war der einfallslose Satz ausgesprochen, wäre ich am liebsten im Erdboden versunken.

Als ich Bärbel begrüßte, löste sich meine Befangenheit. Jetzt kam ich mit beiden Mädchen gut ins Gespräch. Wir drei gingen gemeinsam durch die Stadt. Auf dem Markt verabschiedeten wir uns voneinander, Ruth und ich bis zum vereinbarten Ort und zur vereinbarten Zeit.

Mit Beginn des Sommers 1958 konzentrierte ich mich wieder auf das Studium. Meine Ingenieurarbeit war inzwischen fertiggestellt.

Nun standen die Abschlussprüfungen an. Vielerlei Lehrstoff war zu pauken – und einem ungeschriebenen Gesetz